

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 106

Posen, den 9. Mai 1929

3. Jahrg

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Krad.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Das war keine Zierpuppe, keine verwöhnte Dame, die den halben Tag im Schaukelstuhl lag und Romane las — nein —, das war eine tüchtige Hausfrau, die die ganze Wirtschaft mit einem Mädchen besorgte, die selbst kochte und wirtschaftete — jawohl! Und alles hatte sie allein gelernt — ganz allein —, denn sie war ein armes Mädchen, hatte von Jugend auf Geld verdienen müssen. Eine kleine Schreiberin war sie gewesen, eine Schreiberin in ihrem Baugeschäft, und da hatte er sie kennen gelernt. Und als er nach Berlin ziehen mußte — wegen des Geschäfts —, da hatte sie ihm die Wirtschaft geführt und war bei ihm geblieben — ja.

So war es gekommen, und er bereute es nicht — im Gegenteil —, gut war er gefahren, befand sich sehr wohl, war glücklich. Eine prachtvolle Frau — eine prachtvolle Mutter! Er hatte sie gebeten mitzukommen heut abend, auch vergnügt zu sein, aber nein — sie blieb zu Hause, wollte nicht von den Kindern, ließ ihn ruhig allein gehen — ja —, so war sie!

Der Doktor mußte sie kennen lernen, mußte sie besuchen. — Ja, das mußte er. Die Hand darauf! Steffen mußte ihm die Hand geben.

„Aber Wort halten, verstanden?“ Er würde ihm keine Ruhe lassen, würde ihn anrufen, bis er käme. Sie wollten überhaupt miteinander verkehren, wollten sich wiedersehen, recht oft zusammenkommen.

Und plötzlich brach Wolde ab, schwieg still, machte ein schlaues Gesicht und schlug mit der Faust auf den Tisch. Ein Gedanke! Ein Einfall! Das wäre — —!

Die kleine Eri — seine Schwester Erika! — Das Nestkücken zu Haus! Das verwöhnte Mädel! Das verzogene Mädel! Das sich um nichts kümmerte, nichts verstand von Wirtschaft, von Küche und Keller — auch nicht das mindeste —, das alles verlachte —, aber Sport treiben, Tennis spielen, Wasser fahren, Eis laufen, rodeln und allerhand unnütze Liebhabereien: malen, pinseln, Kleider entwerfen —, ja, das war das Neueste! Seitdem ein paar Künstlerinnen auf den Gedanken gekommen waren, den Frauenanzug zu erneuern, ihn „gesundheitslich, zweckentsprechend und schön zu gestalten“ — einfach verrückt! Aber Erika gleich dabei. Gleich dafür eingenommen, begeistert. Trug nicht Rock und Bluse mehr wie alle vernünftigen Frauen — nein, sondern das neue Gewand, das „Eigenkleid“, oder wie sie's nannten. Ohne Schnürleib. Schlank. Fließend. Alles Linie. Und damit ging sie umher! In — und außer dem Hause. Vor allen Leuten. Daß man sie angaffte. Daß sie auffiel.

Das einzig richtige: sie mußte unter die Haube — einen Mann haben —, einen vernünftigen Mann, der ihr den Kopf zurechtsetzte, mit ihr umzugehen wußte...

Wolde rückte den Stuhl heran, legte den Arm um Steffens Schultern herzlich, vertraulich, sah ihn an und lachte ihm in die Ohren: „Weißt du was? — Du — du mußt mein Schwager werden!“ —

Steffen lachte laut auf. Aber da wurde der andere böse, gab ihm einen Stoß: „Lach! — nicht! In — allem — Ernst — hörst du? — Du — mußt — mein Schwager — werden!“

„Ja, ja,“ Lantow nickte, versprach alles, was er wollte.

Was sollte er auch tun? Dagegen reden? Widersprechen? Unsinn, zwecklos. Morgen wußte jener ja doch von nichts, war's vergessen, morgen war alles anders.

Wolde war zufrieden, stand auf, wollte gehen. Aber das hatte seine Schwierigkeiten, er war schon unsicher, schwankte, hielt sich kaum auf den Füßen. Der Doktor nahm seinen Arm, gab Marnitz einen Wink, der mit seiner Jose gerade auf sie zukam, und führte ihn aus dem Tunnel — die Treppen hinauf —, an dem Saal vorbei und in die Garderobe.

Er half Wolde, zog ihm den Pelz an, setzte ihm den Zylinder auf. Aber es ging nicht, der andere konnte kaum gerade stehen. Sollte er ihn allein gehen lassen? Nein — unmöglich. Was konnte ihm alles geschehen. Er mußte schon mit, mußte ihn nach Hause bringen. Gutmütig, wie immer —, na ja, es ging doch nicht anders.



So nahm er ihn am Arm, geleitete ihn hinaus, packte ihn in den Wagen, und kaum saßen sie, fiel Wolde's Kopf hintenüber, daß der glänzende Hut zu Boden kollerte, aber er merkte es gar nicht, ließ ihn achlos liegen.

Das war ein Stück Arbeit, als sie am Ziel waren. So fest schlief der Baumeister, daß er kaum wachzurütteln war. Aber als ob ihn die Gedanken bis in den Schlaf verfolgt hätten, wiederholte er beim Abschied: „Du bist ein guter Kerl — ein guter Kerl. — Du mußt mein Schwager werden — hörst du?“ —

„Ja — ja — beruhige dich und schlaf' dich aus —, ich werde dein Schwager.“

Steffen besann sich. Sollte er zurückfahren oder nach Hause? Ach, lieber nach Hause. Er hatte keine Lust mehr, für heute war's genug. Man mußte auch ein Ende machen können. Er trat an den Wagen und lohnte den Kutscher ab — zu Fuß wollte er die Viertelstunde nach seiner Wohnung gehen.

Das würde ihm guttun, ihn erfrischen. Die kalte, frostklare Winterluft, und über ihm der dunkle Himmel mit den unzähligen lichten Sternen. Und will still es war — seltsam still zwischen den hohen Häusern, den kleineren Mauern. Nichts zu hören, kein Laut, nur sein Schritt, der auf den harten Fliesen widerhallte.

Er durchdachte, durchlebte die ganze Nacht noch einmal, und wieder fielen ihm die Worte des Baumeisters ein, die sinnlosen Worte. „Du mußt mein Schwager werden.“

Steffen schüttelte den Kopf: merkwürdig, was die Menschen für Einfälle hatten, wenn sie voll süßen Weines waren!

2.

Eine Nacht, eine kurze, lustige Nacht — was wollte das sagen! Lange daran denken? — Von den Erinnerungen zehren? — Ja, in der Kleinstadt, wo das Dasein ruhig dahinfloß, eben, gleichmäßig, ohne Abwechslung und große Veränderung. So ein Tanzvergnügen, ein Ball — das war ein Ereignis, ein Gesprächsstoff, der lange vorhielt, für Tage, für Wochen!

Aber in Berlin, in der Großstadt. Heute genossen, morgen vergessen — heute rot, morgen tot. Da floß das Dasein nicht ruhig hin, nicht eben, gleichmäßig wie ein stiller Flußlauf durch plattes Land, nein, sondern wie ein Sturz- oder Gießbach, schnell, wild, stürmisch. Kein beschauliches, erbauliches Leben in behaglichem Frieden ohne Bewegung und Erregung, ohne Ringen und Kämpfen, sondern eine Jagd, eine Seh, ein Wettrennen um den Preis, in dem jeder alle Kräfte anspannte, den lieben Nächsten zu erreichen, zu überholen, zu schlagen. Und kein Tag wie der andere, immer Neues, Überraschendes, das eben Geschautes und Erlebtes, Altes, Gewesenes überflutete, verwischte.

Wo war der „Kinderball“? Steffen dachte nicht mehr daran, vergaß ihn bald. Nachmittags hatte es bei ihm angerufen:

„Wie geht's? — Ausgeschlafen?“

„Danke. Und Sie?“

„Danke. Eben aufgestanden“ . . .

Baumeister Wolbe erkundigte sich nach seinem Befinden, fragte nach dem Ende der Nacht — denn er wußte von nichts mehr —, dankte ihm für seinen Beistand und wiederholte seine Einladung.

„Ja, ja,“ — Steffen sagte zu —, „gewiß, gern! Aber vorläufig — unmöglich, keine Zeit, zu viel zu tun“ . . .

Was sollte es auch! Warum neue Bekanntschaften machen, neuen Verkehr anbahnen, den er doch nicht pflegen konnte und wollte? Nein. Er hatte Geselligkeit genug, hatte mit Marnitz seinen Kreis, in dem er sich sehr wohl fühlte, außerdem seinen Stammtisch, an dem sie jeden Freitag abend bei einem Glas Wein zusammensaßen.

Mehr tat nicht gut, war vom Übel, wo man sich eben durchgebissen hatte, wo man ein bißchen vorwärts kam. Und leicht wird's einem nicht in Berlin, wenn man nichts hinter sich hatte — weiß der liebe Himmel! —, wenn man nicht, wie der gute Marnitz, die Taschen voll Geld und Empfehlungen hatte.

Warum also? Die ganzen Menschen lagen ihm auch nicht, paßten ihm nicht recht — der Baumeister wie alle andern. Fremde Kreise — fremde Leute! Fremd waren sie ihm, würden sie auch bleiben, wie er sich kannte. Leute, mit denen er keine Gemeinschaft hatte und haben konnte.

So war's bei dem einen Abend geblieben. Man sah sich nicht mehr, kam nicht wieder zusammen, verlor sich aus den Augen.

Bis sie sich eines schönen Tages plötzlich gegenüberstanden, bis der Zufall sie zusammenführte.

Es war Anfang Februar. Ein unbeständiges, regnerisches, aber mildes, fast warmes Wetter. Die im Frühling. Man dachte schon, Schnee und Eis und Frost wären für dies Jahr vorüber, der Winter wäre abgezogen, käme nicht wieder. Die Sonne flog langsam höher, gewann Kraft. Die Erde erschloß sich, an Büschen und Sträuchern fing es an zu knospen — wie ein zarter, grünlicher Schleier lag's über den Hecken.

Aber nur wenige Tage. Kaum eine Woche. Wind kam auf, wurde zum Sturm, zum furchtbaren Sturm, der über Meer und Land fuhr wie ein Racheengel der Natur, der Vergeltung übt an Menschen und Menschenwerk. Verheerend, vernichtend, zerstörend. Verwüstete Gärten und Wälder, Feuersbrünste, Überschwemmungen, Schiffsuntergänge — eine Fiobspott über die andere. In den Tagesblättern nichts wie

Unglücksbotschaften aus Stadt und Land, aus allen Ecken und Enden des Reichs, von der Ost- und Nordsee. Ganze Fischerschotten verschollen, Dampfer aufgelaufen, Segel- und Handelschiffe mit Mann und Maus untergegangen.

Und dann Stille, unheimliche Stille auf der Erde. Alles starr und stumm. Kein Lusthauch. Ein dunkler, schwarzer, grauer Himmel, niedrig, schwer, bleiern, wie ein riesiger, ungeheurer Sack, tiefer und immer tiefer lastend, als ob er alles Leben erstickend, erbrüden wollte, bis er sich auflöst — wie von unsichtbarer Hand geöffnet —, und seinen Inhalt ausschüttete über die Welt: große, weiße Floden, die leise, lautlos herabschwebten, eine dicke Schneedecke woben und über alles Land breiteten . . .

Und am andern Morgen ein blauer, klarer Himmel, und das schönste Frostwetter! Der Winterkönig umgekehrt, auf halbem Wege nach Norden, noch einmal Sieger und Herrscher, und der Frühling auf der Flucht — weit — weit fort . . .

Steffen Lantow saß im Borortzug. Rauchte seine Morgenzigarre, behaglich in die Ecke gelehnt. Warm und mollig in seinem dicken, braunkarierten schottischen Anzug, in Kniehosen und Mütze. Wie alle Sonntage, wenn irgend Wetter war.

Ja, das brauchte er, konnte er nicht entbehren, ein bißchen frische Luft, ein bißchen Natur, Wald und Wasser und eine thätige Fußwanderung, wie er's von Hause aus gewohnt war, von Jugend auf.

Manchmal tat Freund Marnitz mit, aber jetzt, im Winter, in der Zeit der Bälle und Gesellschaften — nein — „nicht zu machen“, wie er sagte, da war er nicht zu haben, der Lebemann — mußte schlafen am Sonntag, sich stärken für den Abend, für die Nacht.

So ging Steffen allein. Warum auch nicht? War's nicht ganz gut, mal mit sich allein zu sein, still und ungestört, mit sich Zwiegespräch zu pflegen und Einsicht zu halten? O ja, ganz heilsam in einem Leben und Treiben, wo man kaum zu sich selbst kam.

Heut wollte er über Schlachtensee und Wannsee nach Potsdam, irgendwo draußen zu Mittag essen und beizeiten wieder daheim sein. Das war sein Programm.

Langsam trollte der Zug dahin. Friedenau — Steglitz — Botanischer Garten — Bichterfelde. Die hohen Mietshäuser traten zurück, der Ausblick weitete sich. Freundliche Landhäuser, verschneite Gärten, weiße Felder.

In Zehlendorf-West stieg er aus, ging durch den sauberen, gepflegten Ort zum Schlachtensee hinunter.

Nur wenige Fußgänger. Hin und wieder ein Pärchen, ein einsamer Naturfreund, ein paar halbwüchsige Jungen.

Unter einer dünnen, durchsichtigen, spiegelblanken Eisedecke schlief das dunkle Wasser. Das Eis trug noch nicht. Ein kräftiger Stoß mit dem wuchtigen Eichenstoß, und es brach. Ein Junge warf einen Stein hinauf, daß es klirrte und sang — lautes Gebell, und ein vorwitziger Terrier sprang nach, konnte sich aber nicht halten auf der glatten Fläche, glitt fortwährend aus, fiel einmal übers andere und hatte Mühe, wieder an Land zu kommen. Es war spaßig.

Steffen ging weiter, schritt thätig aus.

Welche Ruhe über dem Lande. Winterliches Schweigen überall. Und sonst — im Frühling, Sommer, Herbst — namentlich an den Sonntagen — dieses Leben und Treiben, diese Menschenmengen, die sich drängten und schoben. Schwägend, lachend, singend, lärmend. Hier wie drüben. An beiden Ufern.

Und heute kaum ein Laut. Hoch oben auf dem Hang die Landhäuser wie verlassen, wie ausgestorben, mit weißen Dächern in kahlen Gärten, und jenseits der dunkle Riesenforst mit den schlanken, braunen Stämmen, die gerade, unbeweglich, wie in Reih' und Glied aufmarschiert standen, bis zur Höhe hinauf.

Der Doktor stand still, horchte. Was war das? Ein leises Surren, das näher kam, lauter und lauter wurde. Über dem dunklen Wald eine helle Spitze, ein runder schlanker Körper, frei dahinschwebend, wie von unsichtbaren Händen durch den Raum getragen — ein Luftschiff, das mitten über den See steuerte, mit Elzuggeschwindigkeit, schnell, sicher, stolz. Aber die Baumkronen hob sich gerade die Sonne, und von ihrem Licht gebadet, in strahlendem Glanz, zog der Riesenvogel frei, königlich seine Bahn durch das Reich der Lüfte.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Gedächtnis Friedrich Lienhards.

Von Franz Alfons Ganda. (G. D. S.)

Als Friedrich Lienhard am 4. Oktober 1865 in der Waldverlorenheit der Vogesen, im dörflichen Idyll Rothbach im Elsaß den glaubensstarken, wahrhaft gottesfürchtigen Eltern — der Vater war ein trefflicher, charakterfester Dorfschullehrer von jenem „guten, alten Schlag“ — als erstes Kind geboren wurde, war es natürlich, daß der Jüngling einst Geistlicher werden sollte. Der Friede der Landschaft, des umgebenden Lebens, die echte Religiosität in der Familie und eigene innerliche Seelenstimmung wirkten zusammen, um diesen Beruf als verehrungswürdig und gegeben zu erachten. Und wenn die poetischen Neigungen den Studenten der Theologie nach schweren, inneren und äußeren Kämpfen schließlich doch überwinden sollten, so blieb dennoch im gesamten Lebenswerk des Dichters und Denkers ein hier mehr, dort minder stark geprägter religiöser Ton als Träger der Lebensmelodie. Der Dichter selbst hat dieser Wesenheit seines Schaffens oft Ausdruck gegeben, wie er sie auch als Priester am Wort, an der Seele, am Volkstum von Anfang empfunden hat. Als Priester auch der unsichtbaren Kirche Gottes und Christi.

In seltenem Maße erfüllte sich an ihm das tiefe Wort eines ähnlich gearteten Schaffenden unserer Zeit (Paul Steinmüller): Alles war Beruf, das Höchste aber ist Sendung! Zu dem Bewußtsein seiner Sendung, in den Besitz seines eigenen Tones gelangte Lienhard durch den Zusammenprall mit dem in Berlin anbrechenden Naturalismus der neunziger Jahre. Die bloße Zivilisationskultur, der immer mehr herrschende Naturalismus und die Mechanisierung des Lebens im 19. Jahrhundert, das alles fand der in Berlin als Hauslehrer tätige, junge, hochgestimmte Dichter vor. Zwei unverwundliche, wesenfremde Elemente trafen sich hier: Heimat, Wald und Berge, Naturverwurzelung, im Hintergrunde der seelischen Herkunft Sage, Märchen und Geschichte, voran die Sehnsucht nach einem Leben reiner Menschlichkeit, idealen Strebens, festverbunden mit Scholle und Vaterland, Aelterliebe und starkem religiösen Gefühl — dagegen stand die heimatlose, steinerne und naturfremde Großstadt, ein wurzelloser kritischer Geist, die Nüchternheit der Zahl, des absoluten Kampfes um das tägliche Brot, eine Wirrsal von analytischen Strömungen: die große Lebens-Synthese fehlte, es fehlte auch die schöpferische Stille, die Willen und Kraft zu dieser Synthese gebiert und gibt.

Aber dieser Kampf gab dem suchenden und ringenden Dichter, dessen erste Anfänge (etwa das Drama „Weltrevolution“) ausgesprochenen Sturm und Drang waren, plötzlich alles: Ziel und Weg und die Erkenntnis der Mittel zu jenem Kampf um die Durchsetzung, Verbreitung und Geltung des deutschen Idealismus, den Friedrich Lienhard bis zuletzt geführt hat. Ueber die Kunst das Leben, über die Herrschaft des Verstandes die Gemütsmacht als Quelle der Humanität — auf diesem wesentlich deutschen Erkenntnisgrunde schuf Lienhard sein in Gefühl und Form selten reines, wenn in der Form auch konventionelles, jedoch harmonisches Lebenswerk. Bei Lienhard steht die Kunst im Bunde mit der Religion, mit einem stark empfundenen Christentum, das, aus protestantischer Tradition empfangen, dennoch die Gemeinsamkeit sucht und findet. So sind ihm auch die Formen der Kunst zumeist Ausdrucksmittel für den deutschen Idealismus, den er zwar nicht neuschaffend fortführen konnte, in dessen Geist er aber seiner Generation und den kommenden Generationen zahlreiche, künstlerisch und menschlich wertvolle Gaben schenken konnte. Seine besonders erfolgreichen Romane „Oberlin“, „Westmark“, „Der Spielmann“, die in der Heimat- und Volkskunstbewegung führenden, echten Volksbücher „Wasgaurfahrten“ und das „Thüringer Tagebuch“ werden durch die bedeutenden und bildenden Werke „Wege nach Weimar“ und „Der Meister der Menschheit“ in dem Ziel der Begeisterung, Verinnerlichung und Erlebung im deutschen Gedankensystem ergänzt. In den Gedichten, die unter dem Titel „Lebensfrucht“ gesammelt erschienen sind, finden sich reife, künstlerische Verse — Lieder, die in der Jugendbewegung Heimatrecht gewonnen haben. Aber auch der Dramatiker Lienhard schuf Werke von sicherer Gestaltung, geistiger und sinnlicher Fülle. Allen voran seien hier fünf Werke vermerkt: „Wieland der Schmied“, „Heinrich von Ofterdingen“ (Sängerkrieg), die hervorragenden Tragikomödien „Till Eulenspiegel“ und „Münchhausen“, und das vielleicht in Form und Gehalt stärkste und eigenartigste: „Odysseus auf Ithaka“.

Innerhalb der künstlerischen und literarischen „Richtungen“ und „Bewegungen“ der letzten Jahrzehnte steht Lienhards Werk auf besonderem Platz, erlangte es die Geltung als Hüter, Bewahrer und Mehrer des deutschen Kulturbesitzes. Ueber die literarischen Kämpfe und Wertungen hinweg bildete sein Schaffen und Wirken (auch als Herausgeber der alten und bedeutenden Kulturzeitschrift „Der Türmer“) eine große Gemeinde der stillen Deutschen, die gegen den mörderischen Zeitgeist jene Kräfte suchen, die immer wieder aus dem Geiste des deutschen Idealismus fröhen und einzig fähig sind, das verhegte und verklärte Deutschland zu reinigen und zu einigen. Was seinen einzelnen Werken an heißer Leidenschaft, an der Dämonie der Tragik fehlen mag — als Ganzes genommen brauchen wir ein solches Schaffen, eine solche Führung bitter nötig. Darum ist zu wünschen, daß dies Schaffen immer weitere Volkstriebe ergreift, daß

sein gesundes schöpferisches Ethos immer mehr lebendig werde in Haus und Familie, in der Jugend und im öffentlichen Leben. Vorzugsweise der deutschen Familie kann sein Werk wertvolle Kräfte geben — während ein Teil der deutschen Jugendbewegung schon lange Lienhard als ihren Meister und Führer ins seelische Gebiet, zur Stille, zum Glauben an das Licht und menschliche Größe gefolgt ist. Der Dichter, der das Wort von der Notwendigkeit der Reichsbeseelung geprägt hat, ist auch ein starker Helfer an dieser Aufgabe geworden. Zu den großen ethischen Anregern Emerson und Carlyle dürfen wir auch Friedrich Lienhard stellen.

Die Strahlungskraft seines Schaffens wird noch lange wirksam sein, der Kampf um die Erfüllung des Menschen mit den beiden einzigen Kräften: Geist und Gemüt wird Früchte tragen, wie er bisher geerntet hat, die Wege für den werdenden Neudealismus zu ebnen, Inseln der Besinnung und innerlichen Lebensfreude zu schaffen. Die gesammelten Werke, die in würdiger Ausgabe vor einigen Jahren in zwanzig Bänden erschienen sind, geben einen umfassenden Einblick in die vielgestaltige, hochgestimmte Geisteswelt eines Dichters und Ethikers, dessen wir am besten gedenken durch Anteilnahme und Verbreitung von Werk und Idee, eingedenk des schönen Wortes, das Lienhard geprägt hat, und das über dem Tor des Türmer-Verlages in Stuttgart leuchtet und mahnt:

Ein gutes Buch, ein Teil der Kraft,
Die an des Reiches Seele schafft.

Die Stillen im Lande.

Von Friedrich Lienhard (G. D. S.)

Das sind die Stillen im Lande,
Die Schar der gesammelten Glut:
Sie hegen das heilige Feuer
In ihrer Hände Hut.

Sie schreiten und schirmen die Flamme
Mit ihrer behütenden Hand;
Es fließt ein feines Leuchten
Von ihrem Wandel ins Land.

Sie wissen geduldig zu warten,
Bis ihre Stunde kommt;
Dann spenden sie besonnen,
Was ihrem Volke frommt.

Und schritten sie nicht am Zuge
Der Menschheit leuchtend entlang
Die Menschen wären verloren,
In Sümpfe ginge der Gang.

Sie aber leiten zur Höhe
Mit Liebe, Licht und Mut —
Das sind die Stillen im Lande,
Die Schar der gesammelten Glut.

Die höchsten Temperaturen...

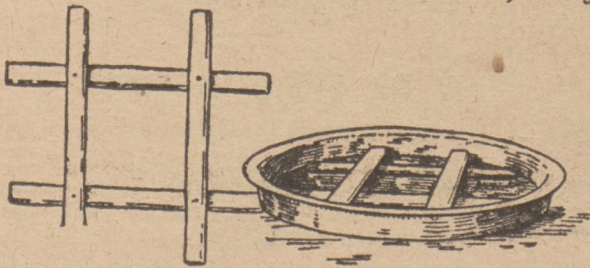
Gerhard Kohns hatte in der Wüste Sahara in der Dase Kaur eine Temperatur von 53 Grad Celsius Wärme auszuhalten. Sehr heiß ist es auch an der Ostküste Afrikas, wo die höchste Temperatur zwar nur auf 46 Grad steigt, wo aber in der ganzen Zeit vom Juni bis Ende September die durchschnittlich niedrigste Temperatur morgens fast 31 Grad beträgt. Floyer berichtet aus dem Osten Ägyptens, daß dort die Temperatur auch während der Nacht nicht unter 45 Grad herabging. „Die Felsen schienen in der Glut der Mittagssonne zu tönen.“ In Nordarabien ist es ebenfalls sehr heiß, und in Bagdad wurden 50 Grad Hitze beobachtet. Wie der Reisende Schläfli berichtet, pflegt man dort in unterirdische Gewölbe hinabzusteigen, wo es um 5 bis 15 Grad kühler ist. In einigen Gegenden Asiens hat man 20 bis 30 Meter hohe Türme errichtet, welche Windfänger heißen; sie sind an der Nordwestseite, von wo meist der Wind kommt, offen und dienen dazu, den Wind aufzufangen und zur Abkühlung in die Häuser zu leiten. In Indien steigt, wie Merd berichtet, das Thermometer im Schatten über 50 Grad schon im Juni. Nach 7 Uhr morgens geht ohne besondere Not kein Europäer mehr aus, und gleich nach Sonnenaufgang früh werden die Häuser geschlossen. Bei Nacht setzt man große Fächer in Bewegung, welche die Länge des Zimmers haben und von außen mittels eines Seiles in Bewegung gesetzt werden. „Menschen und Tiere schwächten nach Luft, wenn das Thermometer im Hause Tag und Nacht zwischen 35 und 45 Grad steht. Allmählich verliert der Europäer Appetit und Schlaf, alle Kraft und Energie verlassen ihn.“ Auch in Nordamerika gibt es zwischen der Sierra Nevada und Colorado Gegenden, die im Juli und August eine Durchschnittshöhe von 46 Grad haben, die gelegentlich auf 58 Grad steigt.

Confilm und Esperanto.

Neben den Bestrebungen, das Esperanto als Radio-Welt-sprache einzuführen, um dem Rundfunk die Erfüllung seiner letzten, großen Mission zu verwirklichen, laufen neuerdings auch die Bemühungen, die Esperanto-Sprache zur Confilm-sprache zu machen. Das wäre zweifellos der beste und kürzeste Weg zum Welt-sprachenfilm. In Fachkreisen jedoch ist man nicht optimistisch genug, so bald an eine solche Lösung zu glauben. Auch bei kühler, rein laienmäßiger Erwägung kommt man schließlich zu der Erkenntnis, daß dieser Gedanke, so verlockend und verheißungsvoll er auch sein mag, doch größere Schwierigkeiten in sich birgt, als sie seine Befürworter und Verfechter zugeben möchten. Bis das Esperanto einmal wirklich zu der Verbreitung gelangt ist, die eine kinotechnische Umstellung rechtfertigen würde, dürfte der Confilm seinen großen Anreiz vielleicht schon längst verloren haben.

Schutz für Zimmerblumen.

Wenn die Töpfe der Zimmerblumen nicht Fensterbretter, Tischdecken usw. verunreinigen sollen, müssen sie schon einen Untersatz bekommen. Ein solcher hat aber gewöhnlich wieder den Nachteil, daß das überschüssige Gießwasser zu langsam oder gar nicht abfließen kann, also in der Erde des Topfes stehenbleibt und diese dann schließlich versauert. Dazu kommt meist noch ein anderer schwerwiegender Nachteil insofern, als der Untersatz die Zirkulation von der unteren Duffnung des Blumentopfes her unterbindet. Aber nicht in letzter



Einle auch die Wurzeln brauchen zu ihrem Wachstum und ihrer Gesunderhaltung Luft.

All diese Nachteile lassen sich ganz leicht vermeiden durch ein kleines Gerät, das sich jeder mühelos selbst herstellen kann. Es besteht (vergleiche hier das Bild!) aus vier kleinen Latten oder Stäben, die für den Untersatz abgepaßt und kreuzförmig übereinander genagelt werden. Sie dürfen nicht etwa „überplättet“, also mit Ausschnitten ineinander genagelt werden; denn dann wäre die Erreichung des Zweckes vereitelt. Rechts im Bilde ist das Gerät in den Untersatz eingelegt, auf den der Topf gestellt werden kann.

Ob.-Gärtner K. Richter.

Die Knospen der Johannisbeersträucher lassen sich mit erheblicher Sicherheit gegen Beschädigung durch Spähen schützen, indem man die einzelnen Sträucher mit schwarzen Zwirnfäden umspannt.

Bindiger Boden eignet sich nicht zur Blumentultur. Derselbe muß erst durch Vermischen mit Sand, Asche, Mauer-schutt und Kompost verbessert werden.

Woher kommt die trockene Luft?

Die unangenehmen Begleiterscheinungen, die während des letzten Winters in den Schulen durch trockene Luft zu verzeichnen waren und stellenweise zu einem schlechten Befinden von Schülern und Lehrern führten, wurden neuerdings einer gründlichen ärztlichen Untersuchung unterzogen. Auch technische Berater zog man zwecks Feststellung der Ursachen mit heran. Es zeigte sich, daß diese Erscheinungen sowohl in gasbeheizten Räumen, wie auch in Räumen mit Kohlenheizung und mit Zentralheizung hervor-traten. Hieraus ergab sich, daß die Entwicklung der Hitze und der trockenen Luft weder mit der Kohlen- oder Gasverbrennung, noch mit der Wassererwärmung und auch nicht mit der Dampf-bildung in Zusammenhang stehen konnte. Andererseits liegt die allbekannte Tatsache vor, daß hervorgerufen durch die Ausatmungen der zahlreichen Kinder, in der Schulräumeluft eher ein Ueber-maß statt ein Mindermaß von Feuchtigkeit vorhanden ist. Trotz dieser Tatsache bestand das Gefühl der Trockenheit, eine Trocken-heit, die sich vor allem in Kehlkopf- und Halsreizungen bemerk-bar machte. Diese Reizerscheinungen sind in ihrer Ursache aber schon längst erforscht. Sie gehen darauf zurück, daß der Staub, der sich auf den Heizkörpern ansammelt, bei höheren Tempera-turen, etwa von 70 Grad an, zu Schwelungsprozessen führt, namentlich zur Bildung von Ammoniakgas. Diese Schwelungs-produkte rufen dann die Reizungen hervor, und zwar um so stär-ker, je mehr von den Sprachorganen Gebrauch gemacht werden muß. Daher kommt es, daß der Lehrer stets am meisten mit sol-

chen unangenehmen Folgen zu tun hat. Diese lästigen Begleit-erscheinungen der trockenen Luft kommen jedoch sofort in Fortfall, wenn Tag für Tag die Heizkörper gründlich von Staub gereinigt werden. Diese Säuberung darf aber nicht etwa nach der Leiber so verbreiteten Unsitte des trockenen Abwischens erfolgen, da sich sonst in kurzer Zeit die Staubteilchen von neuem festgesetzt haben.

Aus aller Welt.

Keine Macht ist dem Künstler gefährlicher als das Publikum, keine fürchtet er mehr. Wissen Sie, wie diese Macht aussieht? Man bekommt einen guten Eindruck von dem p. t. Publikum durch die Bilder in der neuesten Nummer der „Münchener Illu-strierten Presse“ (Nr. 18), die ausnahmsweise nicht vom Publikum aus auf die Bühne aufgenommen sind, sondern umge-kehrt von der Bühne ins Publikum. — Besonders schön sind in dieser Nummer auch die Aufnahmen von Berliner Arbeiter-köpfen. — Aus dem weiteren Inhalt nennen wir noch die Bilder-aufsätze „Landstreicher auf dem Barnak“, eine Zusammenstellung von vagabundierenden Dichtern und Schriftstellern, ferner „Die kleinen Leute von Paris“, Bilder abseits vom Fremdenstrom, und „Vor zehn Jahren“, interessante Aufnahmen aus der Mün-chener Revolutionszeit.

Von der Strajenschlacht in Berlin, die am Abend des 1. Mai blutige Formen annahm, zeigt die neueste Nummer (19) des „Illustrierten Blattes“ einige besonders interessante Aufnahmen, namentlich das Titelblatt gewährt einen sensatio-nellen Einblick in diese traurigen Vorkommnisse. Der Bericht-erstatte, der für das „Illustrierte Blatt“ nach Amerika reiste, setzt seine Berichte mit einem hochinteressanten Thema: „Cana-dian-Pacific-Railway von Liverpool bis Yokohama“ fort. Er berichtet von der technischen Vollkommenheit und den Wunder-werken dieser Organisation. Die C. P. R. ist eine Eisenbahn-Gesellschaft. Ihr Vermögen an Bahnanlagen übersteigt 2,5 Mil-liarden Dollar. Die Gesellschaft besitzt außerdem 240 000 Kilo-meter Telegraphenleitungen, verfügt über 25 Millionen Acres Land. In den vierzig Jahren ihres Bestehens warf sie 240 Mil-lionen an für Bewässerungen und Siedelungen. Die Gesellschaft besitzt 500 000 Tonnen Schiffsraum und 13 Hotels. Wer ist hier am Werk? Ueberhebung oder Genie? Der Berichterstatter glaubt: einfach der klare, sachlich denkende Verstand. Ein Besuch im Erziehungshaus wird dem Leser nach der Sensation der Lam-pelschen Tragödie: „Revolution im Erziehungshaus“ besonders wertvoll sein, zumal er das Thema von einer sachlichen und ruh-geren Seite betrachtet und sehr aufschlußreiches Bildmaterial bringt. Die Freunde des russischen Films seien darauf hinge-wiesen, daß demnächst ein neuer „Eisenstein“-Film „Die General-linie“ herauskommen wird. Die eigenartigen Aufnahmen ver-sprechen ein künstlerisches Erlebnis. Die entzückenden Kunstspie-lerieen von John Ellis und aktuelle Porträts vervollstän-digen die reichhaltige Nummer, die für 20 Pf. zu haben ist.

Geldstrafe für schlechtes Lernen. Die türkische Regierung will ihre Untertanen dazu zwingen, durch den Besuch der National-schulen die neue türkische Schrift zu erlernen. Große Teile der Bevölkerung leisten dieser Regierungsvorschrift gegenüber passiven Widerstand. Die Polizeibehörden sind deshalb von der Regie-rung angehalten, allen Türken, die nach beendetem Besuch der Kurse kein ausreichendes Zeugnis aufzuweisen haben, Geld-strafen aufzuerlegen.

Ein nachgelassenes Drama von Hermann Essig. „Die Weiber von Weinsberg“, Lustspiel in fünf Aufzügen von Hermann Essig, gelangt Ende Mai am Oldenburger Landestheater in der Insze-nierung von Alfred Noller zur Uraufführung.

Fröhliche Ecke.

Der Photograph. „Womit kann ich Ihnen dienen, gnä-dige Frau?“ — „Meine Photographie vergrößern. Aber der Mund soll so klein bleiben.“

... hat nie gereut. Mein Junge, deinen Lebenswandel mußt du aber jetzt endlich ändern und solider werden.“ — „Onkelchen: Jung gefreut, hat nie gereut!“

Andermund. „Na, Elschen, bekomme ich denn keinen Ruß für die schöne Puppe?“ — Nein, Tante. Papa sagte vorhin, heute bist du wieder giftig!“

Beste Gelegenheit. „Mutti, du siehst so blaß aus.“ — „Ja, Kleines, ich bin so müde, ich kann mich kaum rühren.“ — „Mutti, ich hab' den Honig aufgegessen!“

Wissen Sie, mein lieber Freundlich, ich bin augenblicklich in einer schwierigen Lage. Ich weiß wirklich keinen Menschen, den ich anpumpen könnte.“

„Das ist ein wahres Glück, Herr Borgmann, ich fürchtete schon, daß Sie es auf mich abgesehen hätten.“